Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 2

Artikel: Vor vierzig Jahren
Autor: Kolb, Rolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664026

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vor vierzig Jahren

Rolf Kolb

Während ich meine Tage an der Riviera dei Fiori verbringe, während der Himmel blaut, das Glitzern der Sonne auf den Wellen des Meeres spielt, der Geruch von Tang durch die Nase zieht, während meine Augen haften bleiben auf den Wunden des Krieges, der 1944/45 den schönen Streifen Land sinn- und nutzlos verstümmelt, weilen meine Gedanken nicht ohne Wehmut bei den Geschehnissen des August 1914.

Die Jüngsten, die damals, an jenem 4. August 1914 zu ihren Einheiten einrückten, stehen heute im siebten Lebensjahrzehnt. Die Mannen der Landwehr im achten, gar im neunten!

Da taucht in meinem Erinnern jener aufrechte Landsturmsoldat auf, der mit peinlich genau verschlauftem Tornister, rostfreiem Gewehr und blanker Seitenwehr Sense und Heuwender verlassen hat und dem Generalmarsch gefolgt ist. Aber die sanitarische Eintrittsmusterung entliess ihn am nämlichen Tage; sein Herz war nicht so gesund wie sein Wille zum Dienst. Der aufrechte Landsturmsoldat ertrug den Entscheid nicht, er schämte sich vor der Rückkehr auf seinen Hof, während seine Kameraden sich anschickten, die Generalmobilmachung zu schützen. Die Seinen fanden ihn, angetan mit dem Wehrkleid, im Weiher des Dorfes. Ein erster, gefallen trotz allem, auf dem Felde der Ehre!

Doch ungezählte andere Kameraden sind heute nicht mehr. Von wenigen wissen wir, wann sie abberufen zur grossen Armee, viele aber sind meinem Gedächtnis entschwunden, gestorben, irgendwo, irgendwann, im Winde verweht.

Doch die, die wir noch am Werken sind, die wir ein Vierteljahrhundert später an den nämlichen Stellungen weitergebaut haben, die wir anno 1914 begonnen, wir denken heute zurück an den Anfang jenes ersten Weltkrieges, von dem Millionen Seelen anno 1918 ehrlich geglaubt hatten, dass es der letzte Krieg gewesen sei.

Wir standen an jenem 4. August 1914 innerhalb des Eisenzaunes, der den Exerzierplatz umfasst. Draussen drückten zwischen den Stäben Mütter, Frauen und Kinder ihre sorgenvollen Gesichter hindurch. Ihre, mitunter von Tränen genetzten Augen starrten in eine Welt, die von heute auf morgen eine andere geworden: Krieg! Wir, durch eben diesen Krieg zu Kameraden geworden, beschnupperten uns gegenseitig. Das «Du» von Kamerad zu Kamerad machte einigen noch Mühe, wir die Jüngsten, trafen auf misstrauische Augen, und wir schauten selber hinauf zu den Aeltern, von denen wir für die Feuertaufe besondern Beistand erhofften.

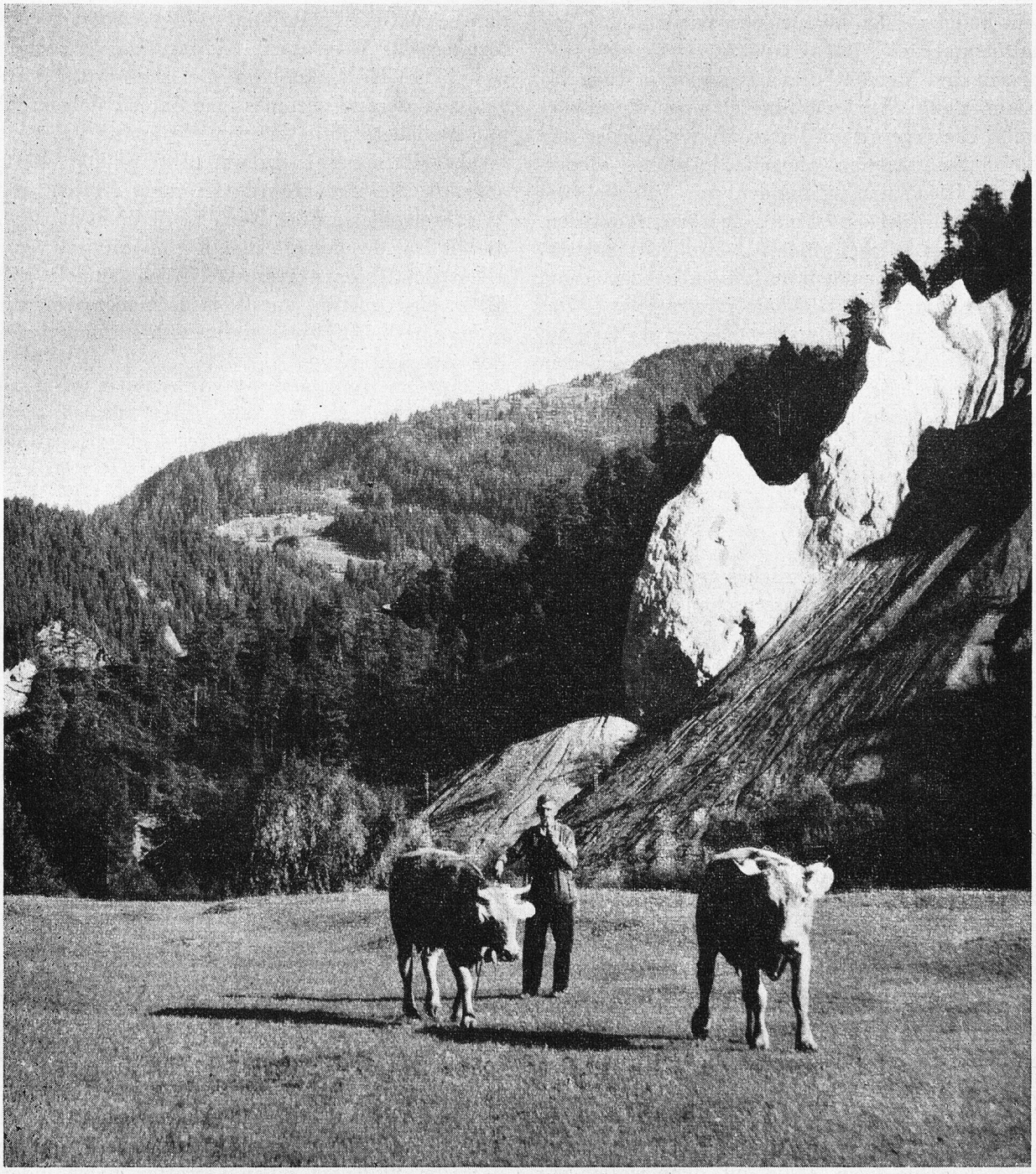
In grosser Eile wurden die Bajonette eingesammelt und kurze Zeit darauf scharf geschliffen wieder auf den Mann verteilt.

Fremd war uns der Gedanke, das dieses Tun den einen Sinn habe, die Waffen dem Feinde in den Leib zu stossen, dem Feinde, der es doch nicht war, nicht sein konnte, wäre er denn nicht Mensch, nicht Mitbruder? Derbe Witze über solches Tun überdeckten gerade bei den Weichen das grausame Denken.

Stimmengewirr und scheinbar untätiges Herumstehen füllten die Stunden; bald fassten wir die scharfen Patronen. Ihr Gewicht in den Patronentaschen drückten auf den Magen in beiderlei Sinn. Alles Tun geschah gleichsam im Zustande eines Albtraumes. — Da sammelte uns unser jüngster Zugführer im Kreise wie zur Landgemeinde, er vermied die steife Form der Zugslinie. Er sagte: «Jetz hämmer Chrieg, aber ihr müesst kei Schiss ha, ihr müesst nu dänke, die andere händ au Schiss. Chönnd abträtte!» Diese Worte schienen uns derb, aber nicht ohne Psychologie. Dieser junge Zugführer, einer unserer Vornehmsten, half uns noch oft über schwierige Situationen hinweg. Gerne würde ich ihm noch einmal die Hand zum Danke geben, doch er starb sehr jung.

Das erste Abtreten an jenem 4. August; es dauerte nur kurze Zeit, während der wir noch einmal zu den unsern heimgehen konnten, brachte mir die Bekanntschaft meines besten Kameraden. Wohl trennt uns heute ein Ozean im Raum, die Herzen aber sind sich nahe geblieben.

Wir Jungen erfuhren nun soviel wie nichts mehr von dem, was in der andern Welt, die wir zurückgelassen, vor sich ging. Märsche — Ausbrechen in Schützenlinie — Gefechtsübungen, Zugs- und Kompagnieschule liessen uns beinahe den Krieg vergessen. Wir lebten in diesem Zustande quasi seiner selbst willen, bis am 30. August die Dislokation unseres Regiments an die Juragrenze uns den Krieg wieder bewusst werden liess. In nächtlichen Schildwachstunden zu zweit an der Lützel dachten wir nach über Sinn und Nichtsinn allen Geschehens. Dort, wenige Schritte vor uns, stand das Land im Krieg; wer dort geboren, stand



Am Vorderrhein bei Versam

Foto Ernst Brunner

im Feuer, wer dort lebte, musste Partei sein. Dort schwiegen die Glocken im Turm, dort dröhnten die Schrapnells ihrem Ziel entgegen.

Einmal sah ich einen Soldaten der fremden Armee: es schauderte mich der Gedanke, dass er mein Feind werden könnte, dass er mich, dass ich ihn töten sollte!

Nach drei Monaten erhielten wir zehn Tage Divisionsurlaub. Wieder fühlte ich mich eingebettet in alle Umsorge meiner lieben Mutter. Wieder sass ich im Stadttheater: ich sah Moissi als «Jedermann». Die Sinne schwanden mir beinahe, wie war es möglich, dass hinter der Front die Menschen einem solchen Spiele beiwohnen konnten, wo gleichzeitig Kanonen und Bajonette Leben und Güter, Kultur und Glauben zerstampften? Das war es, dass ich taumelnd das Theater verliess, unschlüssig, ob es Verdienst oder Gnade sei, dem ich Dank um unsere unversehrte Heimat schuldete.

Wenige Tage später begannen die grossen Manöver im Raume Münster-Delsberg. Unser Glaube, dass der Krieg unmöglich bis zum Winter dauern könne, schwand. Wir richteten unsere Winterquartiere ein. Gewöhnung und echte Kameradschaft formten das Dasein zum Alltag. Das Aussergewöhnliche, das Unfassbare, die Angst wurden abgelöst von einem ebenmässigen Soldatenleben, das nun hindauern sollte bis zum November 1918, wo in anderm Sinne ein Umwerten gewohnter Werte anbrach, die ihre absurde Krönung freilich erst 25 Jahre später erfuhr. Noch ist sie nicht gebannt, die Hydra, die damals ihre Köpfe idiotisch nach allem Gewachsenen ausreckte. Noch taumeln wir. Es ist der Auftrag an die neue Generation, die Lösung herbeizuführen, die menschlich und christlich zugleich ist.

So ein Lump, der Nikolai!

Es war ein ganz gewöhnlicher grauweisser Briefumschlag, der da im Strassenschmutz der Konjujewskaja lag.

Iwan Gregorowitsch, der mit Nikolai Feodorowitsch die Gasse daherkam, stiess ihn verächtlich mit der Stiefelspitze auf die Seite.

«Höre, Freund, mir scheint, da ist etwas drinnen!« sagte Nikolai Feodorowitsch und hob den Verachteten auf. Sieh mal einer! *Die* Mühe hatte sich gelohnt, denn die unscheinbare Hülle barg 240 Rubel — zwei Noten zu je 100 und zwei Noten zu je 20 Rubel!

«Das nenne ich einmal Glück!» jubelte Iwan Gregorowitsch, «da kommen auf jeden von uns 120 Rubel!»

«Wie das?» wies ihn Nikolai strafend zurecht. «Gehört das Geld denn etwa schon uns — he? Wir müssen es auf der Polizeistation abgeben! Nur den Finderlohn könnten wir teilen. So ist das, Iwan Gregorowitsch!»

«Denkst du so, Nikolai Feodorowitsch»? seufzte der enttäuschte Iwan. «Nun gut, dann wollen wir den Fund eben abliefern. Schade!»

Nikolai kratzte sich nachdenklich das unrasierte Kinn: «Nun ja, freilich schade, aber — hör' einmal: Wenn wir klug sind, dann können wir das Geld ehrlich abgeben und — es wird doch uns gehören.»

«Abgeben und doch uns gehören? Wie kann das sein, Nikolai Feodorowitsch?»

«Nun eben so, Iwan Gregorowitsch, lass dir sagen: Derjenige, der das Geld hier verloren hat, wird doch wahrscheinlich zur Miliz laufen und den Verlust dort anmelden.»

«Da magst du wohl recht haben, Nikolai Feodorowitsch, denn ich würde es an seiner Stelle auch so machen.»

«Siehst du! Und auf der Polizeistation wird man fragen: ‚Wann habt Ihr 's verloren und wo habt Ihr 's verloren?' und ganz besonders natürlich: ‚Wieviel war 's genau und in was für Noten?'»

«Oh, ich verstehe schon», rief Iwan Gregorowitsch begeistert, «wir nehmen einfach 40 Rubel weg und liefern nur 200 ab!»

«Ah, nichts da! *Das* wäre vollkommen falsch. Dass sie uns dann auf der Miliz die Seele aus dem Leibe fragten, wenn der Verlierer sich melden würde: ‚Waren 's nicht vielleicht doch 240 Rubelchen, ihr Halunken? — Gesteht nur, ihr Diebe, dass ihr 40 Rubel schon versoffen habt!' oder: ‚Welchem liederlichen Frauenzimmer habt ihr denn die 40 Rubel, die da fehlen, zugesteckt?' und so. Nein, Iwan Gregorowitsch, wir müssen das klüger machen! Höre, kannst du auf ein paar Tage 40 Rubel entbehren? Du bekommst sie zurück, ganz zuverlässig.»